



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 152.

Montag, 4. Juli

1927.

(5. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Elisabeth Dill.

„Wenn die Diamanten echt sind, mit denen sie besetzt ist, dann könntet ihr euren Leben einen schönen Anstrich geben“, sagte Bianca vor dem Schrank. „Zu dumm, daß wir vergessen haben, ihn um den Schlüssel zu bitten. Ich möchte sie zu gern einmal in die Hand nehmen. Ich kenne mich aus in Antiquitäten. Wenn ich sie nur einmal Bräta zeigen könnte! Er hat ein Gut bei Pest und soll Sammlungen von großem Wert besitzen. Er schätzt Kunstgegenstände ab mit einer Sicherheit, daß wir starr waren. Er hat schon manche Fälschung entdeckt bei großen Antiquaren.“

„Und wo ist der Baron geblieben?“

„Er wohnt mit uns im Bristol.“

„Aber du wohnst doch bei mir heute, Bianca.“

„Nein, ich lasse dich nicht fort, ich werde das Zimmer herrichten, im Salon lasse ich Feuer anzünden.“

„Nein, Marga“, sagte Bianca sehr bestimmt. „Ich werde im Hotel wohnen. Ich habe mir's überlegt. Ich wußte ja nicht, in was für einer Enge ihr hier lebt. Ich kann begreifen, daß man nach einem solchen Krieg hungert, friert, stiehlt, betrügt, aber daß sich zwei junge kluge Menschen freiwillig in diese Enge setzen, in der ich's keine drei Tage aushalten würde, und nun dahintreiben wie zwei Schiffbrüchige auf einem Bruch.“

„Ja, was sollen wir denn anfangen?“ rief Marga. „Fedor hat nun mal diese Stellung, die ihn ausnützt und die man elend bezahlt!“

„Dann soll er sie dem Generaldirektor vor die Füße schmeißen und sich was Besseres suchen.“

„Leicht gesagt. . . Wenn man aber eine Frau hat und ein Kind.“

„Ich möchte dich mal mit Jo zusammenbringen. Dem ist's auch einmal sehr schlecht gegangen, noch schlechter als euch. . . Aber er hat sich durchgerungen, heute ist er ein reicher Mann.“

„Weshalb hast du ihn eigentlich nicht geheiratet, Bianca?“

„Weil ich überhaupt nicht heiraten werde, niemals, nie. Ich will frei sein.“

„Was heißt frei? Bei uns Frauen! Nie sind wir frei, wenn wir lieben!“

„Aber ich liebe ihn ja gar nicht. Du Kind! Er war mein Freund. Das ist lange her. Jetzt reisen wir als Kameraden.“

Nach einer kleinen Weile sagte Bianca:

„Ich möchte dich einmal wieder herausführen, in andere Luft, in meine Kreise.“

„Was sind das für Kreise, Bianca?“

„Die große Welt.“

„Dazu hätte ich weder Mut, noch Toiletten.“

„Das ist kein Grund. Ich habe meine Koffer voll Pariser Kleider. Wir suchen dir eins aus, wir machen dich mal schön.“

„Und das Kind?“

„Das packen wir warm ein und schicken's der Frau Mama ins Haus.“

„Und die Amme?“

„Die geht natürlich mit. Die darf nicht allein hier sein. Dann fahren wir ins Bristol, holen die beiden Herren ab und dann geht's in den Klub.“

„Was ist das für ein Klub?“

„Der Russische Klub! Man trifft dort die beste Gesellschaft, meist Ausländer, viel Balten, man speist dort ausgezeichnet, es wird getanzt und gespielt. . . je nachdem. . . Man braucht es aber nicht mitzumachen, man sieht zu, schon das ist amüsant.“

„Aber kann man denn dort hingehen. . . allein. . . wir beide. . .?“

„Gewiß, wir sind unter gutem Schutz, ich bitte dich, mit Jo, den alle Welt kennt, mit dem ich schon seit zehn Jahren reise. . . Ich wette, du hast seit deiner Hochzeit kein ausgeschnittenes Kleid mehr angehabt, du weißt nicht mehr, wie Auster schmecken und Sekt, und Parfüm hast du überhaupt nicht mehr im Haus. Hier riecht's nach Familie, nach Eau de Cologne, nach braver Hausfrau. . . Der Mann geht aus, die Frau hütet das Haus.“

„Fedor geht zu seinem Regimentsabend.“

„Das sagt er. Aber wo er wirklich landet, wer weiß? Daran müßt ihr euch gewöhnen, ihr Kriegerfrauen. . . Das ist noch lange nicht das Schlimmste.“

„Das wäre für mich allerdings das Schlimmste“, sagte Marga, die leicht erblaßt war, „wenn Fedor mich betrüge.“

„Aber das tun sie doch alle. Man nennt's nur nicht mehr so.“

„Bianca. . . das wäre Eidbruch.“

„Mag sein. . . Nimm's nur nicht tragisch, Kleines!“

„Dann wäre alles zu Ende zwischen uns und mein Leben hätte keinen Zweck mehr.“

„Und das Kind?“

„Ich habe meinen Eid heilig zu halten und er auch, und ich glaube es nicht von ihm. . . Was du mir da eingegeben hast, das brennt wie ein Gift.“

„Run, es braucht ja nicht wahr zu sein.“

„Ja, aber daß es vorkommen kann, daß Fedor nicht hingehen könnte.“

„Das kann man feststellen, indem man im Kasino anruft.“

„Espionage? Danke. . . das ist schlechtes Theater.“

„Immerhin. . . es bringt rasch Klarheit. . . Aber beschäftigen wir uns nicht mit Fedor, sondern mit uns. . . Wohin soll ich um ein Auto telefonieren?“ Bianca blätterte in dem dicken blauen Buch.

„Um Gottes willen, Bianca, laß mich erst überlegen.“

„Ach was, dann kommst du nie zu einem Entschluß. . . Ist denn das so was Großes, was ich dir vorschlage? Du hast heute die Gelegenheit, mitzuspielen an dem großen Spiel des Lebens. Also, nimm Platz. . . Du hast die besten Karten in der Hand. . . Heute finden wir Bräta noch, morgen will er weiterfahren. . . Er kann dir raten und dir helfen. . . Das Wie überlaß nur mir. Tu' mir nur den Gefallen und laß dir raten. Du hast's ja immer so gern getan. . . nur damals, als du dich verheiratetest. . . nicht. . . Du gestattest?“

Bianca nahm den Hörer zur Hand.

„Ich werde erst einmal Jo anrufen.“

Und bald darauf hatte sie die Verbindung mit dem Hotel und dem Amerikaner.

„Hallo! . . . Hier Bianca . . . Jawohl . . . gelandet . . . das muß ich Ihnen erzählen . . . Ja? Ich denke . . . sofort . . . wenn Sie mir eins schicken — hier draußen dauert's zu lange . . . ja gewiß . . . aber natürlich . . . Sie warten mit dem Essen . . . gut . . . Natürlich . . . ich hoffe doch . . . Also auf Wiedersehen, sobald das Auto da ist . . . Bestellen Sie nur ein Zimmer mit Bad, mein Gepäck kann morgen abgeholt werden . . . Adio . . .“

Und sie hing an . . .

„Nun, Kleines, was machst du für ein Gesicht?“

„Ich weiß nicht . . . Mir ist so . . . angst . . .“

„Vor was — Angst? Hoffentlich nicht vor meinen Freunden?“

„Nein, aber vor dem Ungewissen . . . Ich bin das nicht gewohnt . . . Und die Herren — die ich noch gar nicht kenne . . . Vor einer Stunde hab' ich nicht gewußt, daß sie existieren . . . Jetzt soll ich mit ihnen soupiere . . . in einem Hotel in der Stadt . . . ich hab' so etwas nie getan . . . Wenn ich sonst ausging, war ich eingeladen — Ich wußte, wen ich traf . . .“

„Nun, das weißt du doch hier auch . . .“

„Aber nicht von den fremden Herren — —“

„Ist Fedor eifersüchtig?“

„Zu dieser Frage ist's bei uns noch gar nicht gekommen . . . Dazu hatten wir keine Muße — Eifersucht? Solche Gefühle sind ein Luxus geworden für uns — Die werden auf der Bühne behandelt . . . nicht bei uns . . . Ich stehe zwischen zwei Übeln, von dir für entsetzlich kleinbürgerlich gehalten zu werden . . . und . . . von Fedor für leichtsinnig . . .“

„Leichtsinnig, wenn du auch einmal zur Stadt fährst, wie er heute?“

„Das ist etwas anderes. Er ist im Klub . . . in einer geschlossenen Gesellschaft.“

„Ach ja, ihr mit euren „geschlossenen Gesellschaften“! Kennt ihr euch deshalb besser oder wir uns weniger gut? . . . Für mich ist der Mensch so, wie sein Gesicht ist.“

„Und haben die beiden Herren gute Gesichter?“

„Ja, sicher . . .“

„Und der andere?“

„Der geht mich nichts an. Ich brauche ihn wegen meiner Niederländer, und er soll dir helfen. Morgen reist er weiter, in Geschäften . . . Wir sind jetzt alle Kaufleute geworden. Und nun komm . . .“

Sie nahm Marga unter den Arm, die ihren festen Willen, der sich gegen diese Überraschung auflehnen wollte, schwinden spürte . . . Bianca hatte immer einen entscheidenden Einfluß auf sie, die Jüngere, gehabt . . .

Weshalb sollte sie nicht auch einmal etwas vom Glück versuchen, das so lange an ihrer Tür vorbeigegangen war?

Die Amme saß in der Küche am Herd und schälte Kartoffeln . . . Es dauerte lange, bis ihr Bauerngehirn begriff.

Wie? Sie sollte sich ankleiden, das Kind einwickeln und es zur Frau Baronin in die Gländorfallee tragen?

Bianca nahm die Sache in die Hand.

„Also hören Sie, wir fahren jetzt zur Stadt. Wir sind dort eingeladen, der Herr ist im Kasino . . . es ist niemand heute nacht hier . . . Sie und das Kind dürfen nicht allein bleiben. Verstehen Sie?“

„Ja, aber in dem Wetter! . . . Und es ist doch schon Nacht!“

„Bewahre, es ist acht Uhr vorbei, gehen Sie nur in Ihre Kammer . . . Wo ist denn der Junge?“

Bianca beugte sich über das kleine Bett, in dem der schlafende Pate mit roten Wangen, leise schnaufend, schlief, den Daumen im Mund, mit zufriedenen Gesicht.

„Ganz Fedor, Marga, er sieht zufrieden aus, selbst im Schlaf . . . Aber nun rasch an die Arbetten, meine Koffer stehen im Flur . . . Komm her, hier.“

Sie schloß den großen Koffer auf und holte daraus Kleider hervor.

„Hier sind Toiletten von allen Farben, das Seegrüne? Nein, dazu bist du zu blaß, das Schwarze sieht zu sehr nach junger Witwe aus, aber das Goldkleid würde deinen Teint heben —“

„Nein, das nicht, das hat keine Ärmel . . .“

„Ärmel? Es ist eine Abendtoilette. In einer Flanellbluse kann man in den Russischen Klub nicht gehen . . . Ich glaube, das weiße Perkleid wäre etwas für dich —“

„In Gottes Namen“, sagte Marga. Es war eng, kurz und sehr kühl im Rücken ausgeschnitten, aber es saß wundervoll und die matten Perlstidereien hoben den Glanz ihres Haares und ihrer Haut.

„Ah, wenn man so schöne Ärmel und einen Nacken hat wie du! . . . Natürlich mußt du dir das Haar anders aufstecken . . . Kind, mit diesem langweiligen Knoten . . .“

„So frisierte sich bei uns keine Puhfrau . . . Wart', ich werde das machen. Setz' dich nur her.“

Und mit leichter Hand begann Bianca das schwere dunkle Haar der Freundin zu lösen, zu bürteln und aufzustechen.

„So, das sieht schon anders aus. Ein schmaler, kleiner Kopf, enganliegend das dunkle, weiche Haar, ein paar Locken im Nacken ausgerollt, etwas Rouge auf Lippen und Wangen, etwas rosa Puder auf Hals und Nacken . . . Nimm dir aus der Schachtel ein Paar Strümpfe, die zum Kleid passen, wir haben ja dieselbe Nummer . . . und diese Schuhe . . .“

Sie warf ein Paar elfenbeinfarbene, seidene Schuhe mit blühenden Agraffen aus dem Koffer . . .

„Nun komme ich.“

Etwas wie eine Flamme rieselte aus dem Koffer, ein Kleid aus blonden Spitzen auf mattem Goldstoff. Ihre weiße Haut sah pfirsichartig darin aus. Sie schüttelte den kurzen Vordertopf, kämmte das Haar fest hinter die kleinen Ohren, puderte sich und legte ebenfalls Rouge auf und betrachtete, während sie die Strümpfe anzog, prüfend Marga, die schlant und verwandelt vor dem Stehspiegel im Schlafzimmer stand und sich die Schärpe festband.

(Fortsetzung folgt.)

Mein erster Tag an Bord.

Von Waldemar Keller.

Es ist schon lange her, aber es haftet in der Erinnerung. Auf meinen ersten Schultag kann ich mich durchaus nicht besinnen, wohl deshalb, weil ich mir nie viel aus der Schule gemacht habe. Mein erster Tag an Bord ruht sich so leicht ins Gedächtnis zurück, als ob seitdem nur eine Nacht vergangen wäre.

Die Obersekundanermüde hatte ausgelitten unter den wütenden Stichen eines scharfartigen Küchenmessers. Kurz vor Weihnachten war's. Der Zug nach Hamburg ging in aller Herrgottsfrühe, durch den finsternen Dezembervormorgen tastete ein Sechzehnjähriger nach dem Bahnhof, sah an den Häusern empor, von trüben Gaslaternen hier und da angehaucht, und stets von neuem sagte er sich: dies alles wirst du vielleicht nie wieder schauen. Abschiedsschmerz? Aber nein! Ein übermütiges Spielen mit dem Gedanken, daß am Ende dieser Sprung in die Weite . . . Na ja! Wenn schon.

In der dritten Klasse des Personenzuges saß außer mir nur ein junger blonder Mensch müde in der Ecke. Hinter Nelson wachte er auf, wir kamen ins Gespräch und es ergab sich, daß er auf demselben Schiff angemustert hatte. Zufall, sagt man, aber ich glaube nicht daran. Dies war ein letzter Versuch des Schicksals, mir ein Bein zu stellen. Denn der junge Mann hatte bereits eine große Reise hinter sich und erzählte haarsträubende Geschichten. Von Sturmweather in Schnee und Eis, drunten beim Kap Horn, von der Faust des Steuermanns, von Erbsen und Bohnen ohne Fleisch, vom Löschen der Kohlenladung in der Wüstenglut des chilenischen Nordens, und hätte ich nicht dies alles und schrecklichere Dinge seit Jahren aus den Büchern gekannt, mir wäre schließlich dabei schlecht geworden. So aber . . . Bestätigung aus erster Hand, sagte ich mir. Fein! Das gibt's also.

Der andere, der die Seefahrt schon „didi“ hatte und eine neue Reise nur deshalb antrat, weil er sonst nichts zu beginnen wußte, erklärte mich für einen Idioten. In Auftritten verliebte er sich später in eine Nurse, versprach, wiederzukommen und sie zu heiraten. Er kam auch wieder, aber gerade am Tage seiner Ankunft — Zufall! — verließ die Nurse als Gattin eines amerikanischen Steuermanns die Stadt Newcasttle on Hunter. Der schwer Enttäuschte heiratete aus Verzweiflung die Inhaberin eines Almonadenladens. Er wäscht dort heute noch die Gläser.

Die Biermastbar lag am Kirchenpauer Kai. Ein Riesenschiff. Damals eines der größten Segelschiffe, die unter deutscher Flagge fuhren. Ich stand davor, ganz klein und häßlich, und starrte hinauf zur Rosakraa. Hatte meine Tante Marie nicht recht, die, als sie hörte, ich wolle zur See gehen, rund heraus erklärte: er ist wahnsinnig...? Hatte sie nicht recht? Meine Zensur im Turnen war stets eine Fünf mit Stern gewesen. Es gab für mich keine grauenhaftere Angelegenheit als einen Riesenschiff am hohen Red. Und nun sollte ich freihändig, auf schaukelndem Kahn, zu dieser Kirchturmhöhe emporklettern und da oben womöglich auch noch arbeiten? Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Vielleicht konnte man sich drücken. Beim Riesenschiff hatte ich das auch immer getan.

Sedenfalls gab es kein Zurück. Sich auslachen lassen bei Apfelmüssen mit Schlaghahn? Danke! Mit einem Heldenmut, der Gelassenheit vorpiegeln soll, balanciere ich über den Landungssteig. Ein Mann in blauem Jackett, Zwirbelbart und ein fürchterlich schielendes Auge, brüllt: „Was wollen Sie hier?!“ Sanftes Einlenken in die Kniekehlen, dann freundlich lächelnd: „Ich bin der neue...“ Weiter geht's nicht. Der Mann mit dem schielenden Auge grinst übers ganze Gesicht, teuflisch, würde es in einem Roman heißen, und betrachtet das Häuflein Unglück von oben herab. „Mensch, willst du den Stillen Ozean unsicher machen?“ Du, hat er gesagt. In Obersekunda wurde man Sie angerebet. Aurea prima... Zu einer Antwort langt's nicht. Der Steuermann, denn der ist es, tritt einen Schritt näher, befiehlt sachtundig meinen Bizeps oder vielmehr das, was an Stelle des Bizeps (Fünft mit Stern) ein beschauliches Dasein führt. Er schüttelt den Kopf. „Und so was schickt man uns an Bord!“ — „Verzeihen Sie“, wage ich einzuwenden, „ich werde mit der Zeit...“ Da richtet sich der Gewaltige zu ganzer Größe auf, das Schielauge kullert, von irgendwoher hallen Donnerschläge. „Maulhalten! Umsiehn! Marsch!“

Den Kopf voll von Erwägungen, ob es wohl das Richtige gewesen sei, der Tante Marie zu opponieren, kriecht man in die enalische Leberhose, in das blaue Flanellhemd, in den Troger, zieht sich die Pudelmütze über die Ohren, gürdet das breite Scheidemesser „um die Lenden“. Verwandlungsschauspieler. Oder bist du nun Seemann? It's a long, long way to Tipperary...

Ich bin der erste an Bord. Die anderen Jungs, es kommen noch sieben, feiern vermutlich in St. Pauli Abschied. Mutterseelenallein an Deck. Einige Matrosen vollbringen in der Tafelkammer ein geheimnisvolles Werk. Soll ich zu dem Mann im blauen Jackett gehen, ihn fragen... Da kommt er schon. Schwer und wiegend ist sein Gang. Er gibt mir ein Gewirr von Manilahant, befiehlt, Bündel daraus zu schneiden. Bündel? O Cicero und Tacitus!! Was sind Bündel? Ich habe das Schlachtmesser in der Hand, von der Stirne heiß... trotz der Dezemberkälte, ich weiß nicht, was ich anfangen soll, und ziehe es einstweilen vor, ehe ich eine Dummheit begehe, mit martialischen Gebärden in dem Manilahäufel zu wühlen.

Der Koch, ein alter grauer Knabe mit lustig plinkernden Augen, schlumpt übers Deck. Bleibt stehen. „Junge, bring dich nicht um“, sagt er. Ich lüfte höflich meine Pudelmütze, frage, was ein Bündel ist. Der Koch schneidet sich in die Brust, er wird zwei Zentimeter größer, dieser junge Mann, bekennst er still bei sich, weiß wenigstens, was sich gehört, und dann setzt er mir herablassend auseinander, was ein Bündel ist. Gehtig schneidet das Messer drauf los. Aber, nicht wahr, man kann solch einen Käsedolch nicht handhaben, wenn man bisher nur Obst geschält und Bleistifte gespitzt hat. Mit Grandezza saust die scharfe Klinge in den Daumen.

Scheu blick' ich zur Seite, wolle das rote Taschentuch um den gottschämmerlich blutenden Finger, da steigt — Samiel in der Wolfschlucht! — der Steuermann aus dem Kabelaatt heraus. Bin ich bleich? Bittere ich? Wahrscheinlich.

Der Steuermann, er ist doch ein guter Kerl, gibt mir lächelnd ein Endchen Leutoplast und vergnügt schneid' ich weiter, bis der Koch zum Essen ruft.

Am Abend hat sich die ganze Korona im Mittschiffslogis versammelt. Wir sind acht Jungs und vier Leichtmatrosen, darunter der Riesmacher aus dem Eisenbahnabteil. Die Leichtmatrosen halten sich würdig zurück und bilden einen Verein für sich, denn mit so grünen Bengeln, wie wir sind, können die nicht verkehren. Das Logis ist eine Qualmhöhle. Alle schnöfen, selbstredend aus kurzen Pfeifen, wie es einem Seemann ziemt. Einer nach dem andern wird bleich und erklärt, dieser Tabak taugt nichts. Schließlich stellt sich heraus, daß überhaupt kein rauchbarer Tabak an Bord ist.

Es werden Lieder gesungen, Lieder von der Keeserbahn, die sie vor ein paar Stunden zum erstenmal gesehen haben. Sach, alle sind furchtbar wilde Gesellen. Der eine war Rechtsanwaltschreiber, der andere hat Kaffeebohnen abgewogen, der dritte kommt aus Obersekunda, der vierte... wie gesagt: alles wilde Gesellen. Und sie schlagen mit den Fäusten auf den Tisch, und sie brüllen den Refrain, bis die Kehlen rau werden. Da nimmt einer von den Leichtmatrosen die Mundharmonika und bläst: Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen... Ganz still ist es rundum, die Bänke vor den glatten Holztischen werden leer, die wilden Gesellen haben sich in ihre Kojen verkrochen, zuweilen geht ein leises Schluchzen durch den Raum.

Dann wird das Licht ausgemacht, und einer erzählt im Dunkeln haarsträubende Geschichten von Sturmwetter in Schnee und Eis, drunten beim Cap Horn, von der Faust des Steuermanns, von Erbsen und Bohnen ohne Fleisch, vom Vösch der Kohlenladung in der Wüstengut des chilenischen Nordens.

Der Kerl ist ein Barbar.

Und wie geht die Geschichte nun weiter? Auf den ersten folgten viele hunderte von Tagen. Ein paar der wilden Gesellen hat der Ozean verschluckt. Schadet nichts, werden sie im Himmel sagen, lieber so gestorben, als Rechtsanwaltschreiber bleiben sein Leben lang, und wie schön war es im Passat.

Als Selbstmörder verdächtig!

Von Hugo v. Köller.

Wer lange Zeit im Ausland gelebt hat, kennt das schöne Gefühl, das einen befeelt, wenn man mal wieder in die Heimat reisen kann.

Ich war Offizier in der bulgarischen Armee und damals galt Bulgarien noch als fernes Ausland. Es war mir gelungen, einen mehrwöchigen Urlaub zu bekommen, und wenn auch in jenen Zeiten die Reise von Bulgarien nach Deutschland noch recht lang und umständlich war, so half einem das wonnige Bewußtsein, in die Heimat zu kommen, über alle Schwierigkeiten hinweg. Seelenvergnügt fuhr ich von meiner Garnisonstadt Schumla nach Ruzschuk, setzte über die Donau und kam abends in Bukarest an, wo ich — zu meiner Freude — übernachten mußte. Die rumänische Hauptstadt war ja das Klein-Paris des Orients; man konnte sich als junger Leutnant dort nicht übel amüsieren. Das hatte ich mir ein Jahr früher schon ausprobiert, als ich mehrere Tage als Gast des Königs Carol und der Königin Carmen Solba dort gewohnt hatte, und zwar als Vertreter des bulgarischen Offizierskorps bei der Unabhängigkeitserklärung Rumäniens.

Ja, in Bukarest konnte man leben, und wenn man aus Schumla kam, hatte man auch das Verlangen, sich mal wieder göttlich zu tun. Als Königin-Kürassier in Pasewalk war man einst zu solchen Zwecken nach Berlin gefahren; heute machte dem bulgarischen Oberleutnant Bukarest einen großartigen Eindruck, als damals dem Kürassierleutnant — Berlin!

Ich tat also, was ich konnte, um Bukarest auszukosten. Speiste erstklassig im Hotel Proff und trank dazu kalte Getränke mehr, als meinem Magen gut war. Aber was kümmerte mich der Magen — ich fuhr ja in die Heimat! Kellner, noch eine Flasche!

In der Nacht schon merkte ich, daß ich meinem inneren Menschen zu viel zugemutet hatte; und als ich früh morgens zum Bahnhof fahren mußte, um den Zug nach Wien zu erreichen, ließ ich meine Droschke bei einer Apotheke halten und kaufte mir ein Fläschchen „Cholera-Tropfen“. Das Pulver sah von außen einer Giftpirole verdammt ähnlich, aber — wenn schon! — „höchstens zehn Tropfen alle zwei Stunden auf einem Stück Zucker“, hatte mir der rumänische Apotheker dringend ans Herz gelegt.

Die erste Dosis hatte absolut keinen Erfolg. Das war bei den damaligen Einrichtungen auf einer rumänischen Eisenbahn höchst unbequem. Ich verstärkte also die Ration auf zwanzig Tropfen und nahm diese schon eine Stunde später — immer noch auf Zucker. Nun aber waren die beiden Stüde, die ich mir von der Tasse Kaffee auf dem Bahnhof abgespart hatte, verbraucht. Erfolg — immer noch negativ.

Mit mir zusammen im Coupé saßen zwei Herren, die mich misstrauisch beobachteten, als ich wiederholt das Abteil verließ. Mein unruhiges Benehmen mochte ihnen auffallen. Ich sah, daß sie miteinander — augenscheinlich über mich — tuschelten, konnte aber nichts verstehen, da sie in einem mir nicht geläufigen Idiom sprachen. Wir hatten die ungarische Grenze passiert, die Zollrevision hatte ich unter trampfartigen Schmerzen im Leibe noch glücklich überstanden. Da wurde mir klar, daß meine Tropfen auch jetzt noch

wirkungslos blieben. Mein Magen brauchte wohl infolge langen Zusammenlebens mit den wodkafesten Russen stärkere Dosen. Ich wurde wütend, sandte dem Bularester Apotheker im Geiste die lieblosesten Segenswünsche, wollte nun aber endlich meine auffälligen Eingeweide mit Gewalt zur Raison bringen. Ich zog nochmals mein Fläschchen aus der Tasche, setzte es an den Mund und — weg war der ganze Inhalt!

Da sprang der eine Herr auf, trat zu mir und redete etwas, von dem ich kein Wort verstand.

„Lassen Sie mich zufrieden“, fuhr ich ihn auf französisch an. „Das verstand er. In derselben Sprache erzählte er mir, er sei Arzt und müsse als solcher einschreiten.“

„Säßen Sie mit das nur früher gesagt“, erwiderte ich ärgerlich. „Jetzt wollen wir erst mal die Wirkung meiner Tropfen abwarten.“

Wir mißverstanden uns vollkommen.

„Hier gibt's nichts abzuwarten“, sagte er heftig. „Geben Sie mir mal das Fläschchen!“

„Es ist nichts mehr darin“, lächelte ich ihn an, „aber — na — da haben Sie's.“

Der Arzt nahm das Fläschchen, dessen Etikette inzwischen abgegangen war, roch daran und redete weiter auf mich ein. Mir aber schwanden die Sinne — ich schlief ein.

Wie lange ich geschlafen, wußte ich nicht; ich erwachte, als der Zug anhielt, und ich hörte den Bahnbeamten auf der Station abrufen: „Mehadia“ (Herkules-Bad).

Zu meinem Erstaunen saß der Herr, der sich zur Wissenschaft der Medizin bekannt hatte, neben mir und hielt meine Hand; er kontrollierte augenscheinlich meinen Pulsschlag. Der andere Herr hatte die Tür des Abteils geöffnet und winkte den Stationsvorsteher heran.

Mir war noch etwas dösig im Kopf, aber meine Tropfen schienen nun doch gewirkt zu haben. Ich entzog dem Doktor heftig meine Hand und fragte ziemlich unfreundlich: „Was wollen Sie eigentlich von mir?“

Ohne mir zu antworten, begrüßte er den Stationsvorsteher als alten Bekannten und erzählte ihm auf deutsch, ich habe einen Selbstmordversuch gemacht, die Giftpills habe er mir abgenommen, usw.

Ich hörte verständnislos zu und machte wahrscheinlich ein nichts weniger als intelligentes Gesicht.

„Sprechen Sie deutsch?“ fragte mich der Beamte.

„Allerdings — ich bin ein Deutscher.“

„Wollen Sie, bitte, aussteigen — und mir folgen?“

„Ich denke gar nicht daran.“

„Lieber Herr“, redete der Stationschef mir freundlich zu, „kommen Sie nur mit. Der Herr Doktor hier, unser Badearzt in Mehadia, will Ihnen ja helfen. Mein Gott — es gibt ja wohl mal einen Augenblick, wo man am Leben verzweifelt, aber Sie sind ja noch jung, es wird schon alles wieder gut werden. Kommen Sie nur mit — in ein paar Tagen reisen Sie dann ganz fidel weiter.“

Nun wurde mir alles klar; diese Komödie aber ging mir zu weit. Wutentbrannt fuhr ich auf: „Sagen Sie mal, meine Herren, sind Sie hier oben“ — ich zeigte mit dem Finger nach der Stirn — „nicht ganz richtig? Ich — Selbstmord?! Wenn Sie so wenig Selbstmordgedanken haben wie ich, dann seien Sie zufrieden. Bauchschmerzen habe ich gehabt, und da die Tropfen des Giftmischers in Bularest mir in kleinen Dosen nicht halfen, habe ich es mit einem kräftigen Schlud versucht. Und der hat geholfen! Abirgens geht Sie das absolut nichts an, wieviel Choleratropfen ich nehme. Lassen Sie mich jetzt in Ruhe!“

„Wer sind Sie denn?“ fragte der Beamte.

Ich stellte mich vor als Deutscher, Offizier in bulgarischen Diensten. „Hier — bitte — mein Paß, und hier — mein Urlaubsschein.“

Jetzt — dumme Gesichter bei den anderen!

„Entschuldigen Sie, bitte. — Und glückliche Reise!“

Abfahrt.

Ich lachte lange über diese Geschichte, kam mir als „Selbstmörder“ ungeheuer interessant vor, reiste aber lieber als Lebendiger in die Heimat.

Am Nornenbrunnen.

Drei Nornen sitzen am Brunnen und spinnen das Garn des Schicksals.

Drei alte Nornen. Und der Brunnen steht im Rathauspark.

Die mythische Geschichte aber ist die: Fredy liebt Lolo und Lolo liebt Fredy. Und sie treffen sich immer im Rathauspark.

Und eines Tages, als um fünf Uhr Fredy kommt, weiß um sechs das Rendezvous ist, beginnt die schicksalsschwere Tätigkeit der Nornen.

Die erste Norne kommt: Ein altes Weiblein und verkauft Sesselfarten.

Die zweite Norne kommt: Ein altes Weiblein und verkauft Zeitschriftenleihen.

Die dritte Norne. . . Aber von der wußte Fredy noch nichts.

Er kauft eine Sesselfarte, leiht sich ein paar Zeitschriften aus, sitzt, liest und hat Herzklopfen.

Einigemal schlägt die Rathausuhr.

Um dreiviertel Sechsz fällt Fredy plötzlich ein, daß Lolo gerne Rosen hat. Rote, große Rosen.

Da schreibt er rasch ein paar Zeilen in das ausgeliehene Heft. Ein paar innige Zeilen. Und sagt zur zweiten Norne:

„Wenn meine Braut kommt, Sie kennen sie ja, sagen Sie ihr, daß ich gleich komme. Und geben Sie ihr das Heft. Sie möge es derweilen durchblättern.“

Die Norne nickt. Und spinnt das Garn des Schicksals.

Dann ruft Fredy die erste Norne und sagt: „Ich muß rasch noch wohin. Sagen Sie meiner Braut, sie soll sich in dessen setzen.“ Und er zahlt als Kavalier auch gleich die Sesselfarte.

Die Norne nickt. Und spinnt das Garn des Schicksals.

Fredy läuft um Rosen. Um wunderschöne, große, rote Rosen.

Als er nach einer Viertelstunde atemlos zurückkommt, sagt die zweite Norne: „Ihna Braut war da. Ich hab's aus'richt, was g'sagt haben. Aba weil dös ane Heft grad vergriffen war, hab' ich ihr an anderes geben. Das hat sie aufblättert und ist dann aba ganz sonderbar g'wesen. . .“

Fredy greift nach dem Journal. Blättert auf. Steht dort drin mit Bleistift: „Schnuderl, kumm heit Nacht zu dem Hollerstrauch. Ich schon wissen. . .“

Fredy wird blaß. Aber grad kommt auch schon die erste Norne daher: „Ihna Braut war da. Ich hab' ihr a'sagt, sie haben laufen müssen. Und für Ihna hat der gnädige Herr a schon zahlt: Erschte Kassa. Aber da is dös Fräul'n dös wurd'n, und wegg'rent.“

Erschrocken blickt Fredy die Norne an. Es war nicht die erste, es war die dritte. Er hatte sie miteinander verwechselt, weil sie sich so ähnlich sahen: Alt, verhubelt und garnspinnend.

Rasch ging Fredy fort. Tief beschämt. Irgendwo verweilten hoffnungslos die schönen Rosen.

Fredy wußte, das versieh ihm Lolo nicht.

Am Brunnen im Rathauspark aber sitzen die drei Nornen und spinnen das Garn des Schicksals. Die erste verkauft Sesselfarten, die zweite verleiht Zeitschriften und die dritte sitzt bei einem hübschen kleinen Häuschen, zur gelegentlichen Benutzung für Herren einerseits, für Damen andererseits.

R o r o.

Hygiene und Heilkunde

Gibt es mehr Zuckerkranken als vor dem Krieg? Nach Untersuchungen von Dr. Hans Ullmann an der Berliner Charité muß diese Frage bejaht werden. Die Zuckerkrankheit befallt mehr die städtische als die ländliche Bevölkerung, und hier wieder häufiger die Männer als die Frauen. In den letzten Jahren nähert sich allerdings die Zahl der weiblichen Zuckerkranken immer mehr derjenigen der Männer. Auf die interessanten Zusammenhänge und die Ursache dieser Erscheinung weist Dr. H. Ullmann besonders nachdrücklich hin in dem letzten Heft der „Umschau über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik“ (Frankfurt a. M.). An gleicher Stelle berichtet Dr. W. Kolhörster, der bekannte Entdecker der durchdringenden Höhenstrahlung, über seine Forschungen, die er auf drei Expeditionen ins Jungfrauengebiet anstellte; der Aufsatz ist von sehr interessanten Abbildungen begleitet. Mit Hilfe seiner Meßapparate konnte er einwandfrei feststellen, daß die Höhenstrahlung aus der Gegend der Milchstraße und dem Sternbild des Herkules am stärksten ist. Diese unscheinbaren Versuche eröffnen weite Aussichten für die Erkenntnis der Vorgänge auf den Himmelskörpern und in unserer Atmosphäre. — Aus dem übrigen Inhalt des reich illustrierten Heftes ist noch erwähnenswert der Aufsatz von K. S. Roth-Lutra über Körperform, Beruf und Stand, Untersuchungen, die von der philosophischen Fakultät der Universität München preisgekrönt wurden. Danach bilden bestimmte Berufe ganz bestimmte Körperformen bei den Arbeitenden aus. So z. B. besitzen die schwer arbeitenden Bierbrauer den größten und schwersten Körper, den kleinsten und leichtesten die Schneider, Geistesarbeiter sind schmäler und schlanker als Handarbeiter, und auch in diesen beiden Hauptkategorien gibt es charakteristische Unterschiede der Körperform bei den verschiedenen Berufsgattungen.